

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 20. Februar 1895.

Seitlicher Bureau: Berlin, C. Leipzigerstraße 8.

Anzeige-Gebühren für die fünfgrößten Zeitungen...

Der Wahrheit die Ehre!

Es war zu erwarten, daß die linksliberale Presse aller Schattungen wie eine wogende Meute über die Veramtlung herfallen würde...

Wir erklären uns auch im übrigen von dem Verlauf der Verhandlungen völlig befriedigt. Man kann nicht verlangen, daß in dem Beschlusse die Vertreter des wahren Standes Deutschlands in Einsicht zu neuer maßvoller Korporation zusammengefaßt seien...

Der Bund der Landwirtschaft ist ein Produkt der Corporationen. Er verfolgt dasselbe Ziel, wie die Vereinigung der Wirtschaftsfürmer im Auge hat...

Die Presse, welche, ohne dazu beauftragt zu sein, die verständnisvolle Förderung der Bundesbeschreibungen sich annehmen läßt, hat wohl diesen Gesichtspunkt immer wieder zu betonen. Dem von Herrn v. ...

Landwirthschaftliche Woche. Hauptversammlung der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsfürmer. Die seit vorigem Jahre mit dem Kongreß deutscher Landwirthe...

Landes freiherr von Mantuffel eröffnete am 10 1/2 Uhr mit folgenden Worte die Sitzung:

Meine Herren! Die Zeit, in der wir leben, ist schwer und ernst: ganz besonders für die deutsche Landwirtschaft. Seit wir in vergangenen Jahre hier versammelt waren, hat sich unsere wirthschaftliche Lage wahrlich nicht verbessert...

Die Gründe hierzu zu erklären ist nicht unsere Sache. Tod geht man wohl nicht tief in der Analyse, daß diese auf wirthschaftliche, insbesondere landwirthschaftliche Gebiete liegen. Möge in dem Arbeitsamt des Reichsanwaltes wieder der Geist des Mannes eingezogen sein...

Geheimer Regierungsrath Dr. Z h i e l ist als Vertreter des Landwirtschafts-Landesamts erschienen. Der Herr Minister hat die Verhandlungen mit beiden Herren v. ...

Mittelsprecher von Anselm-Dobritz: Wir haben dafür zu sorgen, daß solche Anträge, wie wir sie jetzt stellen, nicht wieder eintreten. Ein Notstand der Landwirtschaft hat sich in zweifelsfrei Weise dargestellt...

erle, der hier das eigene Recht des Grundbesitzes fordert und den Grundbesitz nicht als Aneignung ansehen wollte.

Der Herr Minister hat die Verhandlungen mit beiden Herren v. ...

Der Herr Minister hat die Verhandlungen mit beiden Herren v. ...

Der Herr Minister hat die Verhandlungen mit beiden Herren v. ...

Der Herr Minister hat die Verhandlungen mit beiden Herren v. ...

Der Herr Minister hat die Verhandlungen mit beiden Herren v. ...



(Nachdruck verboten.)

Der Amerikaner.

[5] Original-Noman von Jenny Hirsch.

In der That gleich auch die Friſur des noch ſo vollen und dabei doch ſchon hellgrauen Haars dem Kopfschuß des Frauenbildes auf der Kamee, nur daß darüber noch ein durchſichtiges Spitzengewebe geworfen und durch zwei gleich Thautropfen ſchimmernde Diamantnadeln feſtgehalten war.

Denſelben guten Geſchmack wie die Mutter entwickelte Adelheid in einem anſpruchsloſen, friſchen Kleide von einem leichten weiſen mit bunten Wüſchchen beſtreuten Stoff, eine feine Goldkette mit einem Medaillon um den ſchneeigen Hals, das ſelten ſchöne Haar tief im Nacken zu einem künstlichen Knoten geflochten und nur durch ein paar blaurothe Nosen geſchmückt, von denen ſie auch einen kleinen Strauß vor der Bruſt und am Gürtel befeſtigt hatte.

Zu der im Salon harrenden Frau und Tochter geſellte ſich bald auch der Hausherr, welcher an ſolchen Tagen den Wünſchen ſeiner Frau und den Anforderungen der Geſelligkeit das Opfer brachte, nach dem Mittagſeſſen nicht noch einmal in die Stadt zu ſeinen Geſchäften zurückzukehren. Was er ſelbſt that, obgleich es ihm recht ſchwer ward, verlangte er aber auch von den übrigen Mitgliefern ſeiner Familie. Seine Stirn verfinſterte ſich daher als, er beim Eintreten den Sohn vermißte, und ſeine erſte Frage war: „Wo iſt Walter?“

„So viel ich weiß iſt er nach der Stadt gefahren“, antwortete Frau Nagel in jenem gleichgültigen Ton, der ihr zur anderen Natur geworden, jobald von dem Stiefſohne die Rede war, und der Vater wollte unmutig auffahren, als ihm Adelheid mit der Erklärung zuvor kam:

„Er holt den Amerikaner aus dem Hotel Metropole.“

„So, ſo“, murmelte Nagel, ſchon befriedigt daß ſein Liebſing ſich keines allzu argen Verſtoßes gegen die Hausordnung ſchuldig gemacht hatte, fügte aber dann doch mißbilligend hinzu: „Das wäre nun auch nicht nöthig geweſen. Iſt der junge Herr allein von New-York nach Berlin gekommen, ſo würde er auch den Weg von dem Hotel Metropole bis zu uns ohne Begleitung gefunden haben.“

„Er fürchtet vielleicht gleich mir, daß wir heute hübſch unter uns bleiben werden und will ſich wenigſtens dieſes einen Gaſtes verſichern,“ ſcherzte Frau Nagel, aber es klang bitter. Trotz des Umſchlags der Witterung konnte ſie es doch nicht recht verwinden, daß ihr Wuſch, in ein Seebad zu reiſen, ihr nicht erfüllt worden war, und ſie ließ es an Anspielungen nicht fehlen. Die Fortjegung des Geſprächs wurde durch Eintritt des erſten Gaſtes unterbrochen, und es zeigte ſich bald, daß ihre Vermuthung, wenn ſie dieſelbe wirklich gehegt, eine unrichtige geweſen war.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit war eine, wenn auch nicht übergroße, ſo doch ganz anſehnliche Geſellſchaft bei einander und es wurde, während man den von den Dienern gereichten Erfrüchungen zuſprach, eine ſehr angeregte Unterhaltung geführt. Hatte man ſich doch nach einer monatelangen Trennung wieder zu begrüßen und einander die Erlebniffe während des Auſenthaltes im Bade und in der Sommerfriſche, auf der Reiſe nach dem Nordkap oder vielleicht gar über den Ocean zu berichten.

Von allen den hier Verſammelten, Männern wie Frauen, mochten ſie nun dem Gelehrten- und Künſtlerſtande, der Beamten- oder der Finanzwelt angehören, gab es kaum einen, welcher den Sommer gänzlich in Berlin verlebt hatte. Man fragte ſich daher auch gar nicht, ob man verreist geweſen ſei, ſondern erkundigte ſich, dies vorausſetzend, lediglich wo man geweſen und wie die Reiſe bekommen ſei.

Eine Ausnahme von allen dieſen Vergnügungsreiſenden, denen man es doch zum großen Theil anmerkte, wie froh ſie

waren, die Pflicht der Villeggiatur und der freiwilligen Verbannung einmal wieder hinter ſich zu haben und von neuem in ihrem eigentlichen Elemente, dem Strome des hauptſtädtiſchen Lebens, plätſchern zu dürfen, machten nur zwei Gruppen. Die eine, welche aus älteren, meiſt der Handelswelt angehörenden Herren beſtand, hatte ſich um den Hausherrn geſchaart und wurde von dieſem bald in ein entlegeneres ſtilleres Zimmer geleitet, wo Flaſchen mit beſonders verheißungsvollen Gifetten ſtanden und einige Spieltiſche aufgeſtellt waren. Hier gab es Leute, welche den Muth hatten, mit lachendem Munde zu verſichern, es falle ihnen gar nicht ein, während des Sommers Berlin zu verlaſſen, ſie wüßten keinen Ort in ganz Europa, wo es ſich ſo behaglich lebe wie gerade hier während der Zeit, wo die ſogenannte gute Geſellſchaft der Stadt den Rücken gekehrt habe.

Von einem ganz anderen Standpunkte faßten die Angehörigen der zweiten Gruppe die Sache auf, man hätte von ihnen ſagen können; „Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Willen.“ Er waren junge Offiziere, für welche der Sommer gerade die erntefte Arbeit bringt, die Vorbereitung ihrer Truppen für die Manöver und dieſe ſelbſt, von denen ſie tiefgebräunt erſt vor wenigen Tagen in ihre Garniſon zurückgekehrt waren und ſehr anziehende Dinge zu berichten haben mußten; wenigſtens war dies aus den Mienen, mit welchen die jungen Mädchen ihren Erzählungen lauſchten, zu ſchließen.

Auch Adelheid Nagel gehörte dem Kreiſe an, der ſich im ſogenannten Blumenzimmer, einem mit deckenhohe Spiegeln, rings um die Wände laufenden Polſterbänken und andern Polſtern von verſchiedenen Größen und Formen und dazwiſchen geſchobenen Blumen- und Pflanzengruppen ſehr laulich hergerichteten Salon, zuſammengefunden hatte. Sie war zu gut erzo-gen, als daß ſie nicht ihrer Vätern als Tochter des Hauſes vollſtändig eingedenk geweſen und für jeden der jungen Herren ein artiges Wort gehabt, dem Geplauder der jungen Mädchen ge-lauſcht hätte und darauf eingegangen wäre. Und dennoch ertappte ſie ſich oft darauf, daß nur ihr Ohr den Schall der Worte vernommen, daß ſie nur mechanisch geantwortet hatte. Auge und Gedanken waren erfüllt von einem Einzigen, der ihr ſo nahe und doch ſo fern war; nach dem ſie ſich gekehrt ſeit Monaten und den ſie doch heute beim endlichen Wiederſehen nur durch einen flüchtigen Händedruck begrüßen, dem ſie kein Wort zuflüſtern gekonnt.

Nicht ganz ſo gut wie das junge Mädchen hatte ſich der hohe, ſchlankte Offizier in der Uniform der Garde-Drägoner in der Gewalt. Auf Dankmar von Wildes breiter Stirn, deren obere Hälfte durch ihre Weiße ſeltſam von dem ſonnverbrannten Geſichte abſtach, lagerten Wolken, die von hellblonden Wimpern und Brauen beſchatteten blaugrauen Augen folgten mit einem eigenthümlichen Gemüth von Schärfe und Zniqkeit jeder Bewegung Adelheids, die Flügel ſeiner ſcharf gebogenen Naſe be-megten ſich unruhig, er laute an dem nach aufwärts gedrehten Schnurrbart, wenn er ſie dem Anſchein nach ſo ganz mit Andern beſchäftigt ſah. Ein Blick, der ihm verſohlen aus ihren blauen Augen zuſlog, beruhigte und beſänftigte ihn dann wieder, jedoch nur für kurze Zeit. Er verſuchte ſich ihr zu nähern, ſie nur für einige Augenblicke für ſich allein zu haben; vergebliche Mühe. Immer wieder ſchoben ſich Andere dazwiſchen und es wollte ihm bedünken, als ob ſie es jenen zu leicht, ihm zu ſchwer mache.

Jezt endlich glaubte er den geeigneten Moment erhaſcht zu haben. Ein Kamerad erzählte ein luſtiges Erlebnis, das er in ſeinem letzten Quartier bei einem reichen Viehhändler gehabt; die Aufmerkſamkeit des munteren Kreiſes war völlig geſeffelt.

„Adelheid,“ flüſterte er ihr zu und ſuchte verſohlen ihre Hand zu ergreifen, „iſt das mein ganzer Willkommen nach ſo langer Trennung?“

Sie entzog ſich ihm ängſtlich.

„Nicht jezt, nicht hier.“

„Wann? Wo?“

„Ich werde es einrichten, daß wir bei Tische nebeneinander sitzen.“

Er lachte bitter. „Frohe Aussicht, unter den Augen der ganzen Gesellschaft. Nicht länger ertrage ich diesen Zwang. Machen wir ein Ende. Morgen —“

Adelheid erfuhr für den Augenblick nicht, was Lieutenant von Wilde am nächsten Tage zu thun beabsichtige und die übrige Gesellschaft kam um den Schluß der hübschen Manövergeschichte des Lieutenants von Alten, denn Walter Nagel trat in Begleitung eines fremden jungen Mannes in das Blumenzimmer.

Er suchte mit den Augen seine Schwester und sagte, sich zu dieser wendend: „Endlich finde ich Dich; da bringe ich den jungen Ausländer, von dem ich Dir bereits erzählt habe. Erlauben die Herrschaften, daß ich Ihnen Herrn Roland Portier aus New-York vorstelle.“

Der junge Amerikaner, mit dem eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen war, begrüßte Adelheid und verbeugte sich nach allen Seiten. Ein Berliner Kleiderkünstler mußte schier ein Wunder an ihm verrichtet haben. Seine Reisegefährteninnen auf der Fahrt von Hamburg nach Friedrichsruh würden Mühe gehabt haben, in dem in tadellosen Gesellschaftsanzuge nach neuestem Schnitt gekleideten, den chapeau claque unter dem Arm tragenden jungen Herrn den wilden Burischen, der so formlos zu ihnen in's Coupe gesprungen war, wieder zu erkennen.

Eine Anzahl Namen schwirrten um Rolands Ohr. Die Offiziere und die anderen anwesenden Herren stellten sich ihm vor, er wurde den jungen Mädchen einzeln präsentiert, doch sah er eigentlich nichts genauer als Adelheid, deren Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er nahm ungenirt neben ihr Platz und wollte ein Gespräch mit ihr beginnen, aber Walter legte ihm die Hand auf den Arm und sagte:

„Verzeihen Sie, Herr Portier, ich kann Ihnen noch nicht Ruhe gönnen. Ich möchte Sie mit meinem Vater bekannt machen.“

„Du findest ihn in seinem Zimmer bei den älteren Herren,“ sagte Adelheid erklärend, Roland aber rief:

„Und da soll ich als Störenfried eindrengen? Um keinen Preis der Welt.“

Das Entsetzen, welches er in Ton und Gebärden zur Schau trug, war so drollig, daß der ganze Kreis in ein lustiges Gelächter ausbrach.

„Die Sache ist durchaus nicht lächerlich, sondern sehr ernsthaft,“ fuhr Roland mit wichtiger Miene fort, „ich kenne das von meinem lieben Alten. Sitzt der mit guten Freunden bei Wein und Kartenspiel, dürfte ich mir nicht erlauben, ihm dazwischen zu kommen, um ihm einen so unwichtigen Menschen vorzustellen, wie ich bin.“

Wieder lachte alles und mit erhöhtem Interesse richteten sich die Augen auf den jungen Amerikaner; seine Art sich zu geben, war so ganz anders als man gewohnt war.

„Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen. Lachen wir, lachend wir. Sie bekommen mich jetzt nicht weiter, Nagel.“

Er setzte sich fester auf dem Polster, auf dem er sich niedergelassen und schaute sich, wie Zustimmung heischend, im Kreise um. Die blieb denn auch nicht aus.

„Bravo, bravo! Hier bleiben, hier bleiben!“ ertönte es von verschiedenen Seiten.

„Lassen Sie es gut sein, Nagel, Sie bekommen mich jetzt hier nicht fort,“ wiederholte Portier zu Walter gewendet, der noch immer etwas unschlüssig stand und überlegte, wie seine Mutter den Verstoß gegen das Herkommen aufnehmen werde.

„Ihre Frau Mutter hat mich bereits gnädig empfangen, von Ihrem Fräulein Schwester erhoffe ich das Gleiche,“ fügte er mit einer Verbeugung gegen Adelheid hinzu, „also lassen Sie jetzt Ihren Vater in Ruhe und uns auch.“

„Bravo, bravo, hier bleiben! Sie sind überstimmt, Nagel, Sie müssen sich fügen!“ hieß es wieder. Der frische, freie Geist, der Roland Portier erfüllte, ichtete sich der ganzen jugendlichen Gesellschaft bemächtigt zu haben. Man lachte und jubelte, Scherzworte und Redereien flogen hin und her, selbst der sonst so ernste Walter wurde davon angesteckt und war einer von den Fröhlichsten. Nur Lieutenant von Wilde saß still und in sich gefehrt, und auch Adelheid ging die Heiterkeit nicht von Herzen. Sie wußte nicht, weshalb sie der neuen Unterredung mit der Mutter gedenken und sie mit dem Amerikaner in Verbindung bringen mußte; aber sie suchte zusammen so oft sie seinen Blick auf sich gerichtet fühlte und es legte sich eine schwere Last auf ihre Brust.

Eine Bewegung, die in den anderen Zimmern entstand, wurde endlich auch im Blumenzimmer wahrgenommen und veranlaßte den Ausbruch der heiteren Gesellschaft. Das Zeichen zum Beginn des Abendessens war gegeben, das im Speiseaal und einem angrenzenden Zimmer an kleinen Tischen servirt ward, wo man sich zwanglos zusammenfand.

Die Paare ordneten sich. Ehe sich Lieutenant von Wilde Adelheid zu nähern vermochte, hatte Roland ihr bereits den Arm geboten:

„Nehmen Sie den Fremdling unter ihren Schutz und lassen Sie es ihm zum guten Zeichen dienen, daß er in Ihrem Geleite zur ersten Mahlzeit schreitet, die er in Ihrem elterlichen Hause einnimmt. Ich lege auch hohen Werth darauf, daß Sie es sind, die mich nun Ihrem Vater zuführt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Serbien, wie es ist und sein sollte.

Vlauderei von Karl Emil Franzos (Berlin).

Man weiß, daß sich im Laufe dieses Jahrhunderts in Deutschland immer wieder eine Art schwärmerischer Begeisterung für jene „interessante Nationalität“ des Ostens entzündet hat: zuerst für die Griechen, dann für die Polen, später für die Magyaren, zuletzt — vor kaum einem Jahrzehnt — für die Bulgaren. Man wird getrost einräumen können, daß in diesen aufklammernden Empfindungen nicht viel Klarheit, geschweige denn politische Reife zu finden war, und wird sie doch nicht bespötteln dürfen; der Impuls war ein edler und des Landes, das man „das Herz Europas“ nennt, nicht unwerth: das leidenschaftliche Mitgefühl für diese Völker zu jener Zeit, wo sie Hohes — Gut und Blut, Leib und Leben — einsetzten, das Höchste zu erringen, ihre Freiheit und nationale Existenz.

Heute freilich haben sich all diese Begeisterungen abgekühlt, und mit gutem Grunde: gedenken wir z. B. der Polen, so müssen wir auch die täglich neu besätigte Erfahrung machen, daß dieses Volk in dem Jahrhundert seit seinem großen nationalen Wagniß, an dem sich Niemand seiner Theilnahme weigern wird, wenig gelernt und wenig vergessen hat, und was nun gar die Griechen betrifft, so muß man wohl nicht selbst der unglücklichste Rentier unter der Sonne, ich meine: der Besitzer griechischer Staatspapiere sein, um den Ruf der heldenmüthigen Verteidiger von Missolonghi (1826): „Stürmt Ihr, so sprengen wir uns mit Euch in die Luft!“ viel heroischer und sympathischer zu finden als den Ruf der Athener von 1895 ohne Unterschied der Partei: „Drängt Ihr wegen der Zinsen, so machen wir längigen Bankerott!“

Was nun die Serben, mit denen wir uns diesmal speziell zu beschäftigen haben, anlangt, so ist ihnen in Deutschland nie schwärmerische Begeisterung gewidmet worden, aber auch — bisher — nie das Gegentheil. Zu dem Enthusiasmus, der ihnen wohl sonst während ihres Freiheitskampfes auch zugesprochen wäre, sind sie dadurch gekommen, daß dieser Kampf in dieselben Jahre fiel, wo Deutschland selbst in Todesnöthen rang: 1804 bis 1815. Aber ein freundlicher Nachhall war auch ihnen beschieden; zu Beginn der Zwanziger Jahre regte sich in Deutschland — nicht eben in allzubreiten, aber gerade in den besten und gebildetsten Kreisen — eine serbenfreundliche Bewegung; ihr Ausgangspunkt war die Entzückung und Erbauung an dem reinsten, schönsten und edelsten Erzeugniß dieses Volksgeistes, dem Volkslied, namentlich dem Frauen- und Heldenlied.

Im Mittelpunkte dieser Bewegung, wie in dem jeder anderen höheren Strömung der Geister seiner Zeit, stand Goethe, ihm zur Seite in gebührendem Abstand der treffliche Wilhelm Gerhard, der erste deutsche Uebersetzer serbischer Volksdichtung; ein Hauch aus diesem Kreise traf den jungen Berliner Gelehrten der 1829 die Geschichte des serbischen Freiheitskampfes mustergetreu aufzeichnete, Leopold von Ranke, und denselben Einflüssen dankt die beste und fleißigste deutsche Nachdichterin auf diesem Gebiet, die Talaj, die Anregung und die langathmige Begeisterung zu ihrem mühsamen Werke. Heute wird ja in Deutschland nicht eben alle Tage vom serbischen Volkslied gesprochen, aber wir schätzen und besitzen es im Goetheischen Sinne als unser Eigenthum; es ist ein Schmuckstein im Bau unserer „Weltliteratur“, den niemand missen mag.

In Serbien hält man es damit ein wenig anders: man spricht nicht allein selten vom Volkslied, sondern weiß auch wenig mehr davon. Mindestens legen mir zwei persönliche Erfahr-



ungen diesem Schluß nahe. Bei meinem ersten Aufenthalt in Serbien, 1885, lernte ich auch — der verlorbene Kronprinz Rudolf von Oesterreich hatte die Güte gehabt, mich bei ihm einzuführen — den König Milan kennen; eine seiner ersten Fragen war, ob ich mir bereits über den serbischen Export orientirt habe. Ich erwiderte ehrlich, daß ich mich bisher nur mit einem Exportartikel Serbiens beschäftigt, allerdings dem trefflichsten, den poetischen Erzeugnissen. Nun mag es ja sein, daß man mit dem Wort „poetisch“ je nach der persönlichen Veranlagung verschiedene Begriffe verbinden kann, genug, der König sah mich sichtlich erfreut an und sagte dann in seinem eigenthümlichen Deutsch, einer Art Wiener Kiakerdeutsch in serbischer Betonung, mit einem gewissen herzlichen Enthusiasmus: „Dos freut mi von a Deutschen! Oh, do hobens Necht! Nit wöhr, solche wie wir hot ka Land! So große!“ — ich nickte — „so schöne!“ — ich nickte wieder — „so fette!“ . . . da stuzte ich . . . Der König meinte den lukrativsten Exportartikel Serbiens: — die Schweine.

Aber auch eine andere Thatsache läßt mich darauf schließen, daß sich die Serben, wenigstens die der Hauptstadt, heute nicht viel mehr mit ihrem Heldenlied und seinen Sängern beschäftigen. Lange wollte es mir nicht gelingen, einen solchen Rhapsoden — „Guslar“ — leidhaftig vor Augen zu bekommen, und als ich endlich einen aufgetrieben hatte, befand er sich in einem Zustand solcher Verkommenheit und so tiefer, unleugbar rauchvoller Verfunkenheit in seinen Stoff, daß er sich ohne Weiteres zu einem Exportartikel im Sinne seines Landesvaters geeignet hätte.

Ich deutete an, man hätte in Deutschland gegen Serbien und die Serben nie eine starke Antipathie empfunden. Aber kühl genug werden sie nun beurtheilt und von Jahr zu Jahr kühler. Das darf sie nicht verwundern. Es geht den jungen Staaten amähernd ebenso, wie den jungen Frauen. Das sind nicht die besten Frauen, von denen man am meisten spricht; wir schägen es an ihnen, wenn sie es verstehen, in ihrem Hauswesen Ordnung und Frieden zu halten, ihre Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen, alles Kokettiren mit dem Ausland zu unterlassen, und — ihre Dienboten nicht allzuoft zu wechseln.

Nun denn, dies jüngste Königreich in Europa zwingt uns nur allzu oft und allzu sehr, von ihm zu sprechen: es mißfällt uns, daß in seinem Innern steigende Unordnung und Hader herrschen, daß es ihm nicht gelingt, seine Söhne zu treuen, friedliebenden Staatsbürgern zu erziehen; dazu kokettirt es unablässig, bald mit Rußland, bald mit Oesterreich oder gar mit beiden zugleich, und was nun gar den Wechsel der Staatsdiener betrifft, so dürfte sogar Guckwos viel erfahrener Ben-Akiba nicht behaupten, daß derlei schon je dagewesen. Als ich vor mehreren Jahren bei dem damaligen serbischen Premierminister speiste, erkundigte sich seine Frau sehr eifrig nach Berliner Verhältnissen, unter anderem auch nach dem Dienstenwesen. Nun bin ich ja in dieser Hinsicht gerade kein Fachmann, konnte aber als guter Hausvater doch mittheilen, daß hier die Kündigung nur zum Quartal, und gegen sechswöchentliche Frist möglich sei. „Mann“, rief sie staunend, „was sagst Du dazu?“ Er sagte nichts, aber ein tiefer Seufzer schwellete seine Brust, und ich verstand diesen Seufzer . . . Mit einem serbischen Minister verglichen, lebt ein Berliner Mädchen für alles in einer beneidenswerth sicheren sozialen Position.

(Fortf. folgt.)

Nerven.

Von C. Rabanis.

(Nachdruck verboten.)

So weit sein Erinnern zurückreichte, nichts als trübe Schatten, die seine Jugend, sein Kämpfen und Hoffen undüsterter. Aber im steten Ringen gedieh markig die Seele, die sonnendurchglüht in ihm flammte, als ob es eine ewige Jugend gäbe, die unerschütterlich der tosenden Brandung trotzt. Erst seine Erfolge begannen ihn zu lähmen. Wenn man erreicht, wonach man sich mit ganzer Seele geteilt, da paßt die Ermattung die Nerven, daß sie erschlaffen. Er mußte es erfahren. Im Schauspielhause jauchzte er applaudirte die Menge den Künstlern, die sein Drama darstellten, Leben von seinem Leben, Blut aus seinem Herzen — er wand sich schmerzendurchwühlt auf dem armenigen Krankenlager und starrte fühllos und doch gereinigt in die schwarze Nacht, die sich mit bleierner Schwere über ihn lagerte. Er war vergeblich. Man sprach nur von seinem Werke, aber des kranken Dichters gedachte Niemand. Und kein Mensch kam auf den Gedanken, einen tröstenden Blick in die kahle, ungeheizte Stube zu werfen, wo die Einsamkeit um sein Hirn phantastischen Wahnwitz wob. Er wand und krümmte sich unter den Gedanken,

die ihn zerfaserten, die sich wie glühende Balken in den Schädelsbohrtzen . . .

Die Nerven! Als hätte eine eiserne Faust fürchterlich unter ihnen gehaut, sie zerrissen, zertreten.

Er konnte den Gedanken nicht entteilen. Sie rollten auf und nieder in Hirne, eine ruhelose Kugel; als wallten brandende Wogen sturmgepeitscht, . . . als treife der Adler rund in verzweifeltstem Wirbel durch das Unendliche, Leere, durch das Nichts . . . !

Rothe, grüne, smaragdene Kreise tanzten vor dem erhitzten Auge, zerfloßen in glühende, zerfließende Kurbine, als sauge die untergehende Sonne in sich auf ein goldenes Meer, blutig purpurn. Und fort und fort brauste es ihm in den Ohren, wie ferner Samum, der Sand aufwirbelt und Verderben bringt, wie der freischende, schrille Föhn, der über vereiste Bergespitzen wüthend und zornig zieht, in hohem, wildem Diskant. Als ob Schneemassen sich zusammenballten und krachend niederpoltern würden in friebliche Thäler . . .

Und ohne Erbarmen! Ohne Erbarmen diese ewigen Gedanken, zügellos in ihrem Herzentanz. Wie beißende, blutige Schmerzen zerrten sie an ihm, an den Nerven. Nicht ein Sonnenstrahl fällt in diese Dede!

Er blickt nun hinaus auf einen langgestreckten Hof, düstere hohe Mauern, schmugig, grau mit großen Flecken vom Regen, der hier niedergefällt. Und ganz oben bloß Schornsteine. Nicht ein Stückchen Grün, nicht ein Atom vom ewigen Leben der Natur, Alles todt, öde und starr. Schmugig und armjelig. Selbst die Kinder, die in dieser Zinskafeme eine trübe Jugend verbringen, meiden diesen Kerkerhof, sie eilen auf die Straße, wo Sonnenglanz niedergeliegt und wo tausend Himmelsstrahlen sich im Wasser wiederpiegeln wie glänzende Pfeile, staubblau und querlaufend über den Fluß, über die sich ausweitenden Ringe, wenn ein Stein ins Wasser geschleudert wird.

Zu ihm tönt das Jauchzen nur gedämpft hinauf, dann klingt es wie winnendes Weiaen, und das macht ihn noch mehr ruhelos, bringt ihn noch mehr auf. Ein Zittern überfällt seine Glieder — die Nerven. Er möchte sich vertreiben, vergraben, wo die ewige Ruhe, wo traumloser Schlaf, wo es keine Nerven giebt.

Warum find sie so fein gespinnen, wie zartes Geäder, das bis an die stürmisch klopfenden Pulse reicht, bis in's Fleisch des lebenden Herzens? Sie umspannen die ganze Natur und modeln an dem Verstande, den die Gedanken beängstigen. Wie, wenn das Alles heller Wahnsinn ist, der erbarmungslos alles Eble, Erhabene und Große in dem Menschen in den Staub peitscht, in den Straßentoth zerrt, . . . als würde man alle diese Gedanken durch das Glend schleifen. Was bleibt dann noch von dem erbarmungswürdigen Brack, das sich Mensch nennt? Was ist der Mensch?

Dies große Rätsel erfüllte ihn mit Furcht, mit unsäglichem Qualen. Die hervorquellenden Augen sahen nur schwarze Fittiche, die sich über ihn senkten, . . . und kein lichter Punkt, kein Halt, an den er sich klammern könnte, sich emporzuranken zum Hoffen. Weit und starr die tödtende Dede. Nicht einmal der Schlaf ist erquickend. Wenn er sich einstellt, ist er fieberdurchtränkt, reißt er den Geist mit sich fort in märchenhafte Welten, wo die fürchterlichen Gedanken wiederkehren.

Tag um Tag, Nacht um Nacht dasselbe marternde Einerlei: Die unbarmherzigen Nerven ruhen nicht. Sie und da denkt er an die Zukunft; er möchte arbeiten, in seiner Brust ruhen Schäge, er hat Pläne, neue Ideen, . . . er möchte sogar ein Lustspiel schreiben. Er lächelt und fühlt sich beruhigt, weil er das lachende Weib sieht, frohrog vor Gesundheit, mit offenem Blitze und munter gewölbten Lippen, die er küssen möchte.

„Elsbeth“, murmelt er vor sich hin; er sieht ihr goldenes Haar leuchten, die mattweiße Stirne glänzen. Aus ihren Augen lacht Seligkeit, als ruhe darin die ganze Welt der Jugend, als löse darin der blaue Himmel mit thaurischer Hoffensfreudigkeit.

Und zwei Arme legen sich um seinen Nacken, und der warme Hauch ihrer Seele und Jugend streift seine glühenden Wangen, er athmet tief ein den süßen Duft ihres Haares, das in quellenden Wellen zu ihm niederfällt. Ein ewig süßes Bangen zieht durch seine Seele, als würden elektrische Funken zischend durch's Blut zum Herzen sprühen. Macht und Stärke durchflüht ihn, wie wonnige Frische, Flammen schlagen aus der Seele empor und züngeln sich hinauf, als steige ein mächtig stolzer Aar in hellen Sonnenglanz, in Licht . . .

„Elsbeth“, jauchzt er trunken und fireckt seine Arme nach ihr aus, „Elsbeth“, haucht er vor sich hin und schließt die

Augen, fürchtend, der Zauber könnte schwinden, zerfließen in Traum, wenn er sie wieder öffnet.

Und doch ist es Wirklichkeit! Wie ein blendender, belebender Sonnenstrahl, der sich in die Tiefe verirrt, so ist sie gekommen an das Lager des Müden. Und sie weicht nicht in weiblicher Selbstlosigkeit erglühend in mädchenhafter Scham. Einen harten Kampf hat ihr Herz, ihre Liebe geführt — die Liebe hat gesiegt. Sie folgte dieser Eingebung.

Er wird genesen. Alle sagen es, auch der Arzt sagt es. Denn sie scheidet die furchtbaren Gedanken von ihm und bringt ihm Ruhe. Diese ist mildernd. Jetzt denkt er wieder an sein Lustspiel raslos nur an dieses. Die Gestalten lösen sich vom Traumnhaften los, sie werden zu Fleisch und Blut — zu Leben von seinem Leben, das ihm wiederkehrt.

Nach Jahr und Tag sieht er seinen Doktor wieder. Und schmunzelnd betrachtet der Arzt das blühende Weib an seinem Arme.

„Wie geht es Ihnen? Was machen die Nerven?“

Er lacht.

„Ich danke Ihnen, Doktor! Wie Sie sehen; was die Kunst nicht vermochte, die Liebe hat es glänzend verstanden. Dies mein Weib ist mein Lebensnerv jetzt und bei Gott, gesund und herrlich.“

Der Doktor brückte seine Rechte.

„Zur Erstaufführung Ihres Lustspiels will ich kommen.“

„Und zur Taufe meines Erstgeborenen . . .“

Das freudestrahlende, erröthende Weib an seiner Seite schmiegte sich enger an ihn und zog ihn beim Arm, daß er schweige.

Der Doktor blinzelte mit den Augen . . . er beneidete ihn um das freudebetrunkene, süß erschauernde Weib.

Allerlei.

„Wenn ich ein junges Herrchen wär!“ Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht zur Uebersingung Aller, die es angeht, eine junge Dame in der „Wittenberger D. V.-Ztg.“ folgendes Gedicht:

Wenn ich ein junges Herrchen wär,
Mein Erstes wäre das:
Ich wanderte die Welt umher,
Versuchte ernstlich was.

Ich lief nicht jeder Schürze nach,
Das dünkt zu simpel mir,
Ich ging nicht immer Tag für Tag
In's Stammtischal zum Bier.

Ich lieb das böse Kartenspiel,
Erfüllte Ant und Pflücht,
Rauchte nicht Cigaretten viel,
Spielt' mit Monocle nicht.

Und wär' ich dann ein ganzer Mann
Mit sicher' Existenz,
Mein Letztes wäre dieses dann:
Ich such' mit Konsequenz

Wenn ich ein junges Herrchen wär,
Mein Zweites wäre das:
Ich schaff' mir gute Bücher her
Und lern' ohn' Unterloß.

Ein Mädchen mir, das für mich
paßt,
Die strikt, locht und auch sticht,
Braucht auf 'nen Korb nicht sein
gefaßt.

— Ja, solch ein Mann besücht!

Aus der guten alten Zeit. Die Manöver, welche das bayerische Heer in Friedenszeiten abhielt, waren früher eigentlich nichts Anders, als militärische Spaziergänge oder Landpartien, die höchst vorzüglich endigten. Am Schluß eines solchen Manövers gab es nach einer Erzählung H. v. Selbig, die wir in dem wiederholt erwähnten neu erschienenen Buch: „Der Humor im deutschen Dierre“ von A. D. Krousmann wiedergegeben finden, ein ergötzliches Mißverständnis, dessen Veranlassung und Verlauf er wie folgt schildert: „Das heutige Manöver war beendet. Doch selb' tiefen Streszun hatte man ein Recht auf Erholung erwerben, zumal, nachdem es bereits zehn Uhr Vormittags geworden war; Die Truppen rühten deshalb vom Kampfsplatz in einen nahen Wald, um dort zu lachen und zu menagiren; die Röcke waren schon von der Garnison aus auf dem Hivaufplatz eingetroffen und bei der Ankunft der ermüdeten Soldaten brödelten schon lustig die Kameraden mit ihrem käftigen, duftigen Inhalt, gewöhnlich — Bebenädel! und süßeralischer Weise waren auch etliche Bänzen Bier an Ort und Stelle im süßen Waldesdichten gelagert. Seine Excellenz der Divisions-Kommandant, Herr General-Lieutenant Ritter Jakob von Hartmann, setzte dem Manöver beizuwohnt und sich befriedigt über die Leistungen der Truppen ausgesprochen; Seine Excellenz hatten sich gleichfalls an dem Truppenlagerplatz eingefunden und bewegten sich huldlosit unter den heiteren, fröhlichen Soldaten. Die trieben denn auch untereinander manche Scherze, sangen, tanzten nach den Klängen der Regimentsmusik unter sich, ohne Damen und waren kreuzfidel. Seine Excellenz ließen auf ihre Kosten eine größere Menge Bier unter die Soldaten verteilen, wodurch natürlich die Fidelität nur noch mehr gesteigert wurde. Endlich um vier Uhr Nachmittags befahl der Oberst den Ausbruch, um den Heimweg anzutreten; die Kompagnien und Bataillone sammelten sich und standen da, des Kommandos des Obersten zum Abmarsch gewärtig. „V Achtung!“

kommandirte der Oberst. Lautlos starb das Regiment! Seine Excellenz hielt zur Seite des Obersten zu Pferde. „Soldaten!“ rief der Oberst, „Seine Excellenz der Herr Divisions-Kommandant, General-Lieutenant Ritter von Hartmann, haben sich bereitigt über eure Leistungen ausgesprochen und Euch zum Ausdruck seiner Zufriedenheit ein größeres Quantum Bier gespendet. Die Zufriedenheit seiner Excellenz wird für uns Alle ein Sporn sein, stets rastlos weiter zu arbeiten, um uns das Wohlwollen seiner Excellenz auch fernerhin zu erhalten. Das von seiner Excellenz an den Tag gelegte hohe Wohlwollen verpflichtet uns zu lebhaftem Danke, und ich fordere Euch deshalb auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Seine Excellenz, der Herr General-Lieutenant Ritter von Hartmann, Er lebe hoch und abermals hoch — und nochmals hoch!“ Das Regiment stimmt dreimal in den Hochruf ein. „Regiment hoch!“ befahl der Oberst, und „hoch!“ schrie das ganze Regiment, nachdem es bereits in den Hochruf des Obersten drei Mal eingestimmt hatte, nunmehr zum vierten Male. „Regiment! hoch!“ schreit der Oberst hochroth im Gesicht, und „hoch!“ ruft das ganze Regiment. „Regiment, hoch!“ schreit während der Oberst, und zum sechsten Male stimmt das Regiment den Hochruf an. „Regiment, hoch!“ schreit der Oberst und suchelt wie beißen mit dem Säbel in der Luft herum und „hoch!“ schreit das ganze brave Regiment jubelnd mit. „Regiment, hoch!“ Zum Donnerwetter!“ ruft außer sich der Oberst aus und die Krieger, welche glauben, der Oberst sei unzufrieden, weil sie nicht laut genug rufen, brüllen nunmehr zum achten oder neunten Male „hoch!“ Siebzehn...al riefen die braven, begeisterten Krieger „hoch!“ und wer weiß, ob sie nicht noch bis in die Nacht hinein gerufen hätten, wenn dem armen Obersten nicht ein rettender Einfall gekommen wäre. „Regiment!“ kommandirte der Oberst, und: „hoch!“ erlang es schon wieder am sinken Flügel! „Regiment Achtung!“ und stille endlich, lautlos stand die Front. „Soldaten! Wenn ich jetzt wieder: Regiment hoch!“ rufe, geht das Euch nichts an, sondern es ist dies das Avertissement für die Herren Bataillonskommandanten, welche „hoch's Gewehr!“ nachkommandiren werden!“ „Regiment hoch!“ — „Bataillon, hoch's Gewehr!“ erscholl das Kommando, und „mit Gewehr über“, wie es jetzt heißt, stand nunmehr das Regiment zum Abmarsch bereit.

— Von einem merkwürdigen Zeitungsgründer wird der „Abn. Ztg.“ aus Frankfurt a. M. berichtet: „Dass Jemand vom Buchthaus aus eine Zeitung gründet, mag nicht oft vorgekommen sein; der dreißigjährige Bistphale Christian Diermann, ein Hochkapler ersten Ranges, hat es fertig gebracht. Er war in Nord- und Süddeutschland bereits wegen der verschiedensten Schwindeleien bestraft worden und hatte zuletzt dreieinhalb Jahre Gefängnis im Buchthaus von Münster zu verbüßen. Dort lernte er einen früheren Gerichts-Altuar kennen und erfuhr, daß dessen Mutter, eine Kanzeleirathswitwe, mit zwei Töchtern in Frankfurt lebte. Nun knüpfte er vom Buchthaus aus mit der einen Tochter, die bisher Klavierstunden gab, einen Briewechsel an und entwickelte ihr seinen Plan, eine Zeitung „Das Blatt der Hausfrau“ in Frankfurt zu gründen. (Nicht zu verwechseln mit dem Organ „Dieses Blatt gehört der Hausfrau!“) Das junge Mädchen ging auf den Plan ein und traf alle Vorbereitungen. Ein Drucker war bald gefunden und in dessen Hause wurden auch die nöthigen Geschäftsräume gemiethet. Am 25. Juni wurde Diermann aus dem Buchthaus entlassen, am 26. traf er hier ein und zum 1. Juli erschien „Das Blatt der Hausfrau“. Am 27. Juli war es bereits zu Ende mit der Herrlichkeit, da der Drucker ohne Bezahlung nicht mehr weiter liefern wollte. Am Tage darauf verschwand Diermann, der sich inzwischen mit der Klavierlehrerin verlobt hatte. Aus Münster hatte er sich einen Hilfsaufseher mitgebracht, dem der Dienst im Buchthaus nicht mehr behagte, und den er zum Kassier machen wollte, aber gegen eine Einlage von 500 Mark, die der etwas beschränkte Mann auch zahlte. Ebenso viel erhielt er von einem Kräuflein, dem er dafür eine feste Einnahme von 75 M. monatlich verschrieben hatte. Außerdem erließ er eine Anzeige des Inhalts: „Mehrere Herren oder Damen, welche sich für viele Jahre feste, im voraus zahlbare Monatsentnahmen bis zu 200 Mark sichern wollen, sofort gesucht. Täglich ein bis zwei Stunden leichte schriftliche Arbeiten in eigener Wohnung. Nur Neuestantken, die erste Auslagen von 50 Mark bestreiten können, wollen Offerten einreichen.“ Da die Dummheit nicht alle werden, so fanden sich allein aus Hanau acht bis zehn Leute die freudig 50 M. hingaben gegen das Versprechen, sie würden Adressen zu schreiben bekommen. Mit dem Gelde flüchtete Diermann; er wurde aber bald in Gannstatt verhaftet und hierher gebracht. Das Verlöbniß löste sich nun auch auf, und die Strafkammer verurtheilte den erfindungsreichen Zeitungsgründer zu zwei Jahren Buchthaus.

Das Monocle des Präsidenten Faure giebt einigen Pariser Blättern Stoff zu launigen Betrachtungen. Eines derselben bemerkt, daß Faure seit Nero der erste chet d'état ist, der sich eines Monocle bedient. Nero gebrauchte, wie aus den Schriften von Plinius erhellt, bei besonderen Gelegenheiten einen concav geschliffenen Rubin, den er sich ins Auge klemmte. — Hoffentlich bleibt es bei dieser einen Aehnlichkeit zwischen Faure und dem grauenamen Imperator.